

Der römische Grenzwall in Südwest-Deutschland.

Die Hoffnung, daß noch in dieser Reichstagsession eine größere Summe zur Erforschung und Erhaltung des römischen Grenzwall — das Ims Romanus — in Südwest-Deutschland trotz der Ablehnung in der Kommission ausgeworfen werden soll, hält sich in weiten Kreisen aufrecht. Es wird hierdurch gewissermaßen eine Ehrenpflicht erfüllt, welche uns gebietet, den verwirklichten Spuren der frühesten Kultur unseres Vaterlandes nachzugehen und aus ihnen Kunde über die dunklen Anfänge deutscher Geschichte zu schöpfen. Sowohl lokale Geschichtsvereine, als auch Private haben sich sorgfältig mit dem interessantesten Gegenstand beschäftigt, so daß eine reiche, wenn auch wenig zusammenhängende Literatur voll scharfsinniger Gelehrsamkeit vorliegt. Indessen hat eine mit genügenden Geldmitteln und starker Autorität ausgestattete Gesandtschaft zu einheitlicher Arbeit auf der ganzen Linie bisher gefehlt. Es ist, wie Coboulen bemerkt, das Schicksal so mancher Denkmäler, welche die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher auf sich gelenkt haben, daß die Ausgrabungen aus Mangel an Veranlassung und die Fundstücke überallhin zerstreut wurden, während die bloßgelegten Mauerreste einer schnellen Verwitterung anheimfallen oder gar den Umwohnern als eine bequeme Art von Steinbrüchen dienen. Diesen für die Erforschung und Erhaltung unseres Grenzwall sehr nachteiligen Umständen wird künftig abgeholfen werden.

Auf Grund eigener Anschauung und im Anschluß an die neueste Fachliteratur wollen wir versuchen, den Leser kurz über die vorhandenen Reste, über die Geschichte und den Zweck des Grenzwall zu unterrichten. Nachdem durch Caesar der Rhein die Grenze des Römerreichs geworden war, hatte sich längst des linken Strömungsfußes bald eine blühende Kultur entwickelt. Der Verkehr des Drusus und Germanicus das römische Machtgebiet bis zur Weser oder Elbe, zu erweitern, schlug sehr, doch gelang es den Römern, sich seit Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. im südöstlichen Winkel Germaniens dauernd zu behaupten. Zum Schutz des Rheinbundes und des neu gewonnenen Besitzes legten die Römer, die stets mit ihren Waffen auch die Kultur in die eroberten Länder getragen haben, zahlreiche Militärlagern an. Das Land blühte rasch auf; ein weidwirtschafliches Straßennetz entstand und viele, heute noch vorhandene Städte verdanken den Römern ihren Ursprung. Allein die freien Germanen wurden unruhige Nachbarn, so daß sich die Römer genötigt sahen, die Bewachung und Abspernung der Grenze durch besondere Anlagen zu erleichtern. So entstand nach und nach ein fortlaufender Grenzwall, dessen Reste wir heute vor uns sehen.

Wollen wir, um den Lauf dieser Grenzwehr zu verfolgen, eine Wanderung an ihr entlang antreten, so werden wir bei der Ermittlung ihres Zuges an vielen Stellen und auf weite Strecken großen Schwierigkeiten und unüberwindlichen Fragen begegnen, welche erst langsam den Gegenstand lebhafter Erörterungen bilden. Bei der gründlichen Bodenbearbeitung Deutschlands haben Ackerbau, Straßenanlagen und Kulturen aller Art vielfach jede Spur verliert. Die natürliche Aufhebung des Bodens und die Bildung der Humusschichten haben die Profile von Wall und Graben fast verwißt. Nur der Wald und die unbewohnte Heide sind treue Erhalter des alten Grenzwall gewesen, und so kommt es, daß dieser nur im Taunus uns mit voller Anschaulichkeit vor Augen tritt. Im Ubrigen sind wir oft zu Hypothesen gezwungen. Aus dem Zug der Römerstraßen, aus Funden von Münzen, Waffen, Tongeschirren u. s. w. lassen sich Schlüsse ziehen; zum Teil gehen Überlieferungen mittelalterlicher Urkunden und die heutigen Benennungen von Dörfern und Fluren schätzenswerte Anhaltspunkte. Andererseits wird der Blick des reisenden Forschers durch die überaus zahlreichen Grenzwehren, Steinwälle und Mauertrümmer irre geleitet, welche aus vor- und nachrömischer Zeit, insbesondere aus dem Mittelalter auf uns überkommen sind.

Der deutsche Grenzwall dehnte sich zur Zeit seiner Vollendung und wie er jetzt in seinen Resten vor uns liegt, vom Niederrhein bei Bonn bis zur Donau bei Regensburg, auf eine Gesamtstrecke von 542 Kilometern aus. Er umschloß, wenn wir die heutigen Verhältnisse zum Vergleich benutzen, das rechte Rheintal oberhalb Bonn, fließt südlich des Taunus, die Wetterau, das südliche Pfälzerland, ganz Baden, den größten Teil von Württemberg und einen Streifen Bayerns längs der Donau.

Geographisch, technisch und geschichtlich zerlegt sich die ganze Linie in drei geländereiche Abschnitte. Der erste zieht vom Niederrhein in südöstlicher Richtung bis zum Rhein bei Hanau; der zweite vom Main bis Müllersberg genau südlich bis zur Rens bei Vöhringen in Württemberg; der dritte, schon nach Osten sich wendend, von der Rens bis zur Donau.

Von der Nordsee bis in die Gegend von Bonn (Bonn) bildete der Rhein die natürliche Reichsgrenze gegen das unabhängige Germanien; der Brückentopf Divitia

(Deus) gegenüber Colonia Agrippina (Bonn) war die einzige dauernde Römersiedlung am rechten Ufer des Niederrheins. Die ersten Spuren des Grenzwall — von hier an bis nach Württemberg hin heute „Fischgraben“ genannt — zeigen sich auf der rechten Rheinseite zwischen Hönningen und Rheinbrohl, etwa 13 Kilometer unterhalb Neuwied, und laufen dem Rheine ziemlich parallel über die Abhänge des Westerwaldes die ins Nahetal bei Ems, dessen Duellen längs den Römern bekannt waren. Die Spuren des Grenzwall sind nur streifenweise durch eine oft unbedeutende Aufschüttung mit davorliegendem Graben kenntlich. Neben einer Anzahl von Wachtürmen zählt diese Linie 5 bis 6 Kastelle, welche sich jedoch nach Lage und Beschaffenheit nur schwer rekonstruieren lassen. Bei Niederbieber im Thal der Weid liegt die sogenannte „Alteburg“, eine Stelle, welche ein formloses, mit Dorngebüsch überwachenes Gemäuer trug. Nähere Nachforschungen haben die Grundrisse eines bedeutenden Kastells bloßgelegt, das bei einem Umfang von 920 Metern sich als das größte aller Kastelle des ganzen römischen Grenzwall in Deutschland darstellte. Bei Bad Ems hat man auf den Grundmauern eines alten Wachturms einen solchen aus den Angaben auf der Trajanssäule zu Reim errichtet und damit ein recht anschauliches Bild aus der Römerzeit geschaffen.

Südlich der Rahn legt sich der Fischgraben, nur sehr lückenhaft erhalten, bis in die Gegend nördlich von Wiesbaden fort, um hier längs des Rammes des Taunusgebietes nach Osten abzubiegen. Auf dieser Taunusstrecke ist der Grenzwall ziemlich unverletzt geblieben. Verdienstvolle Forscher, wie Kossel und Oberst v. D. von Coboulen, dem die königliche Regierung zu Wiesbaden besondere Mittel gewährt hatte, haben wir gründliche Studien mit überaus reichen Ergebnissen angestellt. Die Grenzwehr besteht hier in einem Wall bis zu 2 Meter Höhe mit einem vorliegenden Graben von 4 Meter Breite und 1 Meter Tiefe. Der Taunus hat auf einer Ausdehnung von 40 Kilometern nicht weniger als 12 Fundamente von Kastellen und etwa 40 Grundmauern von Wachtürmen aufzuweisen. Auf einer Einlängelle des Gebirges nördlich von Bad Homburg liegt das Kastell „Saalburg“, das glänzendste Zeugnis der Römerzeit, welches uns auf der rechtsrheinischen Seite erhalten geblieben ist. Bei einem Umfang von 740 Metern nimmt es die dritte Stelle der Fischgrabenlinie ein, allein es geht weiter in Deutschland, noch in England oder Frankreich irgend ein Denkmal, welches so deutlich wie die Saalburg die Einrichtungen eines römischen Lagers überblicken läßt. Von kundiger Hand sorgsam in seinen Grundmauern bloßgelegt und durch Cementierung gegen Verwitterung geschützt, liegt es wie ein Modell zum Studium für den Militär, den Gelehrten, den Architekt, für jeden gebildeten Touristen. Seine wohnlichen und wirtschaftlichen Einrichtungen, seine militärische Bedeutung erklären sich ohne Hilfe von Hypothesen durch sich selbst. Die Rollen, welche es in den Kämpfen zwischen den Römern und den Chatten gespielt hat, stellen es an den Ausgangspunkt der vaterländischen Geschichte. Dine ein Kunstwerk zu sein, erscheint es als ein Geschichtsdenkmal ersten Ranges. Nicht unbedeutend sind die auf der Saalburg gemachten Funde, welche ebendies in einem besonderen Museum zu Homburg aufbewahrt werden und einen interessanten Ueberblick des damaligen Standes der Metall-, Glas- und Thonbearbeitung in Ober-Germanien bieten. Die Saalburg ist bis jetzt das einzige gründlich erforschte Kastell des deutschen Grenzwall. Die Mauerreste zeigen Unterfunktsraum für eine Besatzung von 1000 Mann, zu welcher außerhalb des Kastells eine bürgerliche Niederlassung tritt. Wir erkennen deutlich die Anordnung, der Verteilungsmittel, der Wohnräume, der Heiz- und Badeeinrichtungen. Von großem Wert sind die hier gemachten Münzfunde; aus diesen wie aus den wunderbar gebrannten Ziegeln, welche sämtlich die Stempel der Legionen tragen, lassen sich bei dem Mangel literarischer Mitteilungen wichtige Folgerungen für die Zeit des Baues und der Zerstörung des Grenzwall ziehen.

Vom Taunus weitergehend, umschloß der Grenzwall in weitem Bogen nach Norden die Wetterau bis zum Main bei der Ringmündung. Der fruchtbarste Ackerboden dieser Landschaft hat nur geringe Spuren übrig gelassen. Bei Hünningen unweit Hanau hat man 1872 ein großes römisches Totdenkmal mit zahlreichen Fundstücken und in der Nähe ein Kastell mit ausgedehnten Heiz- und Badeeinrichtungen aufgedeckt. Im Städtchen Groß-Krotenburg am Main schließt der erste Abschnitt der Grenzwehr ab; der Ort steht auf den Grundmauern eines umfangreichen Römerkastells.

Die weitere Reichsgrenze wurde nach Süden hin durch den Main gebildet. Fortlaufende Befestigungen sind hier nicht vorhanden, wohl aber zog längs des linken Ufers eine Römerstraße hin, und die größeren Dörfer zeigen noch heute uralte, auf römischen Ursprung hinweisende Befestigungsanlagen.

Der zweite Abschnitt der Grenzwehr beginnt bei Müllersberg am Main und läuft, abgesehen von einer kleinen Ausbuchtung bei Wallstirn, schnurgerade über Oberburden, Döhringen und Weßheim bis Vöhring im Nemsthal. Auf

dieser Linie, welche genau nach der Art des Grenzwall zwischen Rhein und Main angelegt ist und nur noch spärliche Reste aufweist, lassen sich nur wenige, weit auseinanderliegende Kastelle feststellen. Eine eigentümliche Schwierigkeit ergibt sich auf dieser Strecke daraus, daß hinter d. h. westlich der angezeichneten Linie mit einem Abstand von 20 Kilometern eine zweite Reihe von Kastellen und Thürmen sich findet. Diese innere Linie dehnt sich von Vöhring am Main über den Odenwald bis zum Neckar bei Gundersheim unterhalb Wimpfen aus. Da Wall und Graben fehlen und aus Funden geschlossen werden kann, daß beide Linien gleichzeitig in der Hand der Römer sich befinden haben, so hat man geglaubt, daß es sich hier nicht um eine Grenzwehr, sondern um eine Ueberwachung von Straßenzügen handelt. In wie weit dies begründet ist, sei dahingestellt, jedoch läßt die lineare Anordnung und die Richtung vom Main zum Neckar vermuten, daß die Reichsgrenze zeitweise von der vorderen zu der hinteren Linie zurückgezogen worden ist, und daß der Neckar vorübergehend die Distanz gebildet hat.

Der dritte und letzte Abschnitt unfer Grenzwehr von Vöhring bis zur Donau bezeichnet die Nordgrenze der römischen Provinz Raetia, stammt aus einer späteren Zeit und trägt einen anderen Charakter als die bisher besprochenen Strecken. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß hier Wall, Graben und Kastelle gefehlt haben; die Anlage bestand in einer Mauer ohne Mäuerlein in Wall den Namen „Zweifelsmauer“, die zahlreichen, in ihrem Zug vorkommenden Erdwälle lassen sich als Standorte für Beobachtungsposten erklären. Die Zweifelsmauer zieht sich durch die Gegend von Ellwangen, Dinkelsbühl und Gunzenhausen, schneidet zwimal die Altmühl und trifft dicht oberhalb der Mündung dieses Flusses auf die Donau zwischen Ingolstadt und Regensburg. Das rechte Donauufer bildete nach Osten hin die weitere Grenze des römischen Reichs.

Fragen wir nach der Entstehungszeit unfer Grenzwehr, so erhellt aus einer Stelle des Frontin, daß Kaiser Domitian (81—96) einen 120 römische Meilen (140 Kilometer) langen Imaus im Kampfe gegen die Chatten hat anlegen lassen. Hiernach steht fest, daß der Grenzwall zwischen Rhein und Main gegen das Ende des ersten Jahrhunderts entstanden ist. Ueber die Zeit der Fortsetzung der Grenzbesicherung vom Main zur Rens sind wir auf Vermutungen beschränkt, doch dürfen wir aus den Legionenzeichen auf den Ziegelsteinen schließen, daß die Weiterführung unter der Regierung Trajans (98—117) erfolgte. Der Bau der römischen Grenzwehr, der Zweifelsmauer, darf mit Recht dem Kaiser Hadrian (117—138) in Nordengland zur Ehre der schottischen Bergvölker anlegen ließ. Seit Anfang des dritten Jahrhunderts wurde die Grenzwehr wiederholt zerstört und von den Legionen verlassen; Kaiser Probus (276—282) ordnete zum letzten Mal eine Wiederherstellung an, bis um 300 das rechtsrheinische Land von den Römern endgültig preisgegeben wurde und die Grenzwehr dem Verfall und der Vergessenheit anheimfiel.

Wir schließen mit der interessantesten Frage: Was war der Zweck und der Gebrauch des Grenzwall? Wir haben oben wiederholt den Namen „Fischgraben“, „Zweifelsmauer“ ohne Weiteres klar ist, schwer deuten läßt. Schon im 8. Jahrhundert sprechen die Urkunden vom „Wall“ oder „Pal“, und noch heute können wir im Zug des Grenzwall eine ganze Reihe von Dörfern mit Namen wie Fischborn, Fisch, Pöhl u. s. w. finden. Die Erklärung, daß die Grenzwehr mit Pfählen, d. h. Palisaden durchgehends besetzt gewesen sei, ist schwer zu verwerten. Allein man braucht nur in altdeutschen Ortsnamen einen wenig Umschau zu halten, um zu bemerken, daß „Fisch“ überhaupt eine Landgrenze bedeutet, da der gemeine Mann in den Grenzpfählen die äußeren Merkmale der Hoheitsgrenze anerkennt. Werfen wir einen Blick auf die ganze Linie, so wird uns auffallen, daß sie oft eine strategische Rücksicht geföhrt ist und keinesfalls zur Verwendung bei kriegerischen Ereignissen in großem Maß geeignet war. Wir können sie, um ein ganz modernes Beispiel herauszugreifen, mit der Abspernung vergleichen, mit welcher heute Rußland seine Grenzen abschließt; hier ist Wall und Graben angelegt, der den Dienst der Grenz- und Zollwache behufs hermetischer Abschließung erleichtert. Wohlthätig war es bei den Römern. An den Hauptwegen lagen starke, sturmfreie Kastelle mit 50 bis 1000 Mann ständiger Besatzung. Von dieser wurde die Grenze durch Patrouillen abgestreift und die Wachtürme — Poststationen auf Mauerunterbau — mit 3 bis 4 Mann besetzt, welche durch optische Signale oder Feuerzeichen die Kastellbesetzung von belandenen Vorposten zu benachrichtigten hatten. Ganz ähnlich war die frühere österreichische Militärgrenze gegen die Türken eingerichtet; heute noch finden sich derartige Vorkehrungen im fernem Westen Nord- und Südamerikas zum Schutze gegen die Indianer. Von einer Abspernung der römisch-germanischen Grenze aus Handelsrückichten kann bei der niedrigen Kulturstufe der damaligen Germanen kaum die Rede

sein, wiewohl wir uns die Endpunkte der Römerstraßen am Grenzwall während der langen Friedenszeiten als beleuchtete Plätze für Markt- und Laichhandel denken dürfen. Der wesentlichste Zweck des Grenzalles lag wohl darin, daß den germanischen Nachbarn ein sichtbares Zeichen der Reichsgrenze vor Augen geführt wurde, die nicht ungefragt überschritten werden konnte. Sobald räuberische Einfälle drohten, sorgte der Signaldienst für schnelle Alarmierung des nächsten Kastelles, dessen Besatzung die eindringende Scharen zurückzuführen oder ihr die gemachte Beute wieder abjagte. Daß dabei der Grenzwall, da er zu beiden Seiten wohl überall von Urwald eingeraumt war, auch als Straße diente, ist natürlich.

Der Leser wird erlitten haben, daß noch manche Frage dieses gewiß interessanten Gegenstandes ihrer Lösung entgegensteht, und daß manche Annahme der Beweise bedarf. Weitere liegen zum guten Teil im verschwiegenen Schoß der Erde, und wir dürfen hoffen, daß die bevorstehenden Arbeiten schätzenswerte Bereicherungen unserer noch lückenhaften Kenntnisse der ältesten Zeiten unserer vaterländischen Geschichte bringen werden.

Ueber das Bier der Alten

veröffentlicht Dr. Georg Buschan in Nr. 47 des „Ausland“ eine sehr interessante Studie, der wir Folgendes entnehmen:

Die Geschichte des Bieres, des deutschen Nationalgetränkes, ist ein interessantes Kapitel der Kulturgeschichte und dürfte nicht nur die Aufmerksamkeit des Lesers, sondern auch die des Anthropologen in Anspruch nehmen. Versuchen wir, uns aus den Nachrichten der Alten, sowie den Sprach- und Steinbildern der Vorzeit ein Bild von der Verbreitung des Bieres im Alterthum zu machen, und beginnen wir unsere Betrachtung mit einem der ältesten Kulturstaaten, mit Ägypten. Die erste Kenntnis von der Existenz des Bieres im Nubienlande verdanken wir Herodotus, dem zufolge die alten Nubienbewohner durch Vermahlen der Gerste einen Trunk herstellten. Herodotus läßt die Entstehung des Bierbrauerhandwerkes durch den Mangel an Reben in Ägypten bedingt sein. Mehrere Stellen verdienen aber die Nachricht des Dioskoros, derzufolge die Rebe in Ägypten nicht fehlte, sondern die Weinlese nicht selten erndt ist; es erhielt sich in Nordafrika, Belgien, den britischen Inseln während des ganzen römischen Kaiserreichs bis zum Mittelalter und sogar bis in die Neuzeit hinein.

Wir beschließen unsere Betrachtungen mit unseren eigenen Vorfahren. Die alten Deutschen, die auf der Bärenhaut lagen und immer noch ein trunkenes, sind bezeichnend sprichwörtlich geworden. Ob mit Recht, bleibe dahingestellt. Wir wollen in diesem durch die Zurückweisung der landesüblichen Meinung den alten Germanen kein Loblied singen, sondern einfach wiedergeben, was die Geschichte uns überliefert. Der erste, der über die Völker des Nordens Nachricht gibt, ist Herodotus im Jahr 300 v. Chr. Derselbe beobachtete auf seiner Reise längs der Nile, daß die dortigen Völker Gerste, deren Land Getreide und Honig erzeuge, sich aus diesem ein Getränk bereiten. Die zweite Nachricht rührt von Tacitus her, der des aus Gerste gebrauchten weinartigen Getränkes der Deutschen gedenkt. Diese Thatsache spricht dafür, daß der Gerstensaft bei den alten Deutschen sich nicht solcher Verbreitung erfreut haben muß, wie allgemein angenommen wird. Die Darstellung des Lebens der alten Deutschen, wie sie uns die Schriftsteller geben, widerspricht auch einer solchen Auffassung, denn die Herstellung eines Getränkes aus Getreide ist ein außerordentliches, mit viel schärfster Aufmerksamkeit versehenes Geschäft. Dies waren die Germanen nach dem übereinstimmenden Urtheil der Autoren nicht. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieselben das Bier erst in einer späteren Zeit kennen gelernt haben, und zwar im Westen von den Gallern, im Osten gegen die germanischen Völker der Halbinsel Italicischer und panonischer Abstammung. Zur Zeit der Abfassung der älteren Edda dagegen hatte sich das Bier bereits bei den deutschen Stämmen eingebürgert und scheint sich allgemeine Beliebtheit erfreut zu haben.

Die Biere der Alten waren ganz verschieden von einander, sowohl was den Stoff, aus dem sie gewonnen wurden (Gerste, Weizen, Hirse u. s. w.) anbelangt, als auch die Art und Weise ihrer Herstellung. Unser vorwiegend Gerstensaft würde an manchem derselben freilich keinen hundertfachen Genuß empfunden haben. Darin aber stimmen sie sämmtlich überein, daß sie noch ungehopft waren. Die Kunst, dem Bier durch Zusatz von Hopfen Bitterkeit zu verleihen, ist eine spezielle Erfindung slavischer Stämme. Trotzdem fehlte es manchem Biere der Alten nicht an der nöthigen Würze, die durch andere, dem Hopfen ähnliche Ingredienzien ersetzt wurde.

der Iberer gewesen zu sein. Denn noch in der späteren Zeit begehrten sich die Rumanen vor der Schlacht an diesem ihrem Landesgetränk zum Kampfe. Noch zu Plinius' Zeiten hatte Spanien seinen Ruf als altes Bierland bewahrt, und erzeugte sogar ein Bier, das sich längere Zeit halten konnte, also eine Art Exportbier.

Von den Vätern arischer Abstammung werden als die ältesten Biertrinker die Phryger und Thracier genannt. Herodotus schildert sie um Jahr 700 v. Chr. schon als ehrliche Trinker; Herodotus fügt hinzu, daß die Phryger, eine gleichfalls thracische Völkerschaft bereits zwei Sorten Bier tranken, eins aus Gerste und eine andere aus Hirse, und daß sie demselben ein Kraut als Würze beizusetzen. Xenophon lernte auf seinem Marsch durch die armenischen Dörfer gleichfalls eine Sorte „Gerstenbier“ kennen, das in Krügen aufbewahrt und mittels Rohrhalmen in den Mund gelogen wurde. Dieses Bier war stark und sehr berauschend, wenn man nicht Wasser hinzugab. Den alten Griechen war das Bier gleichfalls schon bekannt. In der ältesten Zeit jedoch schienen die griechischen Helben dasselbe verachtet zu haben, denn bei Aeschylus rühmt der König von Argos den aus Ägypten gekommenen Danaos gegenüber sein Land als eines, das „eine männliche Bevölkerung und nicht Trinker von Gerstenwein erzeuge.“ In Aristoteles Zeiten dagegen war das Bier bereits eingebürgert. Aristoteles kennt die schädlichen Eigenschaften des Gerstenbieres; es wirkt schädlich auf die Nerven, verschlechtert die Säfte und erzeugt Kopfschmerzen. Wir haben hier offenbar die erste Schilderung eines regulären Bogenamers.

Was Italien betrifft, so wissen wir über seine Bierverhältnisse weiter nichts, als was Plinius berichtet, daß nämlich in Kampelen zu seiner Zeit ein Weizenbier gebraut wurde, das „tragum“ hieß.

Gallen war im Alterthum gleichfalls ein Bierland bekannt. Posidonius (im Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr.) erwähnt ein aus Weizen und Honig hergestelltes Bier als Nationalgetränk der Kelten und giebt eine eingehende Schilderung einer festsitzenden Seltenschafterei. „Aus demselben Stoffe wird feinstes Sidel aus Sidel verzapft und von den Keltern redig und lints ausgeholt.“ Noch bei späteren Schriftstellern findet sich das feinsten Bier nicht selten erndt ist; es erhielt sich in Nordafrika, Belgien, den britischen Inseln während des ganzen römischen Kaiserreichs bis zum Mittelalter und sogar bis in die Neuzeit hinein.

Wir beschließen unsere Betrachtungen mit unseren eigenen Vorfahren. Die alten Deutschen, die auf der Bärenhaut lagen und immer noch ein trunkenes, sind bezeichnend sprichwörtlich geworden. Ob mit Recht, bleibe dahingestellt. Wir wollen in diesem durch die Zurückweisung der landesüblichen Meinung den alten Germanen kein Loblied singen, sondern einfach wiedergeben, was die Geschichte uns überliefert. Der erste, der über die Völker des Nordens Nachricht gibt, ist Herodotus im Jahr 300 v. Chr. Derselbe beobachtete auf seiner Reise längs der Nile, daß die dortigen Völker Gerste, deren Land Getreide und Honig erzeuge, sich aus diesem ein Getränk bereiten. Die zweite Nachricht rührt von Tacitus her, der des aus Gerste gebrauchten weinartigen Getränkes der Deutschen gedenkt. Diese Thatsache spricht dafür, daß der Gerstensaft bei den alten Deutschen sich nicht solcher Verbreitung erfreut haben muß, wie allgemein angenommen wird. Die Darstellung des Lebens der alten Deutschen, wie sie uns die Schriftsteller geben, widerspricht auch einer solchen Auffassung, denn die Herstellung eines Getränkes aus Getreide ist ein außerordentliches, mit viel schärfster Aufmerksamkeit versehenes Geschäft. Dies waren die Germanen nach dem übereinstimmenden Urtheil der Autoren nicht. Es ist daher wahrscheinlich, daß dieselben das Bier erst in einer späteren Zeit kennen gelernt haben, und zwar im Westen von den Gallern, im Osten gegen die germanischen Völker der Halbinsel Italicischer und panonischer Abstammung. Zur Zeit der Abfassung der älteren Edda dagegen hatte sich das Bier bereits bei den deutschen Stämmen eingebürgert und scheint sich allgemeine Beliebtheit erfreut zu haben.

Die Biere der Alten waren ganz verschieden von einander, sowohl was den Stoff, aus dem sie gewonnen wurden (Gerste, Weizen, Hirse u. s. w.) anbelangt, als auch die Art und Weise ihrer Herstellung. Unser vorwiegend Gerstensaft würde an manchem derselben freilich keinen hundertfachen Genuß empfunden haben. Darin aber stimmen sie sämmtlich überein, daß sie noch ungehopft waren. Die Kunst, dem Bier durch Zusatz von Hopfen Bitterkeit zu verleihen, ist eine spezielle Erfindung slavischer Stämme. Trotzdem fehlte es manchem Biere der Alten nicht an der nöthigen Würze, die durch andere, dem Hopfen ähnliche Ingredienzien ersetzt wurde.

Ueber die Bildung eines neuen Sees in der Colorado-Wüste

wird jetzt Näheres bekannt. Das Becken der Wüste liegt nordnordwestlich von der Stelle, wo der Coloradofluß in den äußersten Zipfel des californischen Meerbusens mündet; es wird nach Nordosten und Südwesten von nicht hohen aber dünnen und zerstreuten Bergzügen eingeschlossen. Bisher galt es für die schifflose der nordamerikanischen Wüsten; Tagestemperaturen bis zu 62 Grad in der Sonne — Schatten ist nicht vorhanden — morgens um 4 Uhr noch über 50 Grad C., ein scharflicher Staub, der die Regle verleierte, ein ewig glühender Sonnenschein, der

Menschen und Thiere ausdörrete und die Gefahr des Sonnenstiches immer gegenwärtig hielt, das alles hatte ihm bei den altspanischen Urvohnen den Namen „Die Station des Todes“ eingetragen. Das Becken verbande kein fürchterliches Klima dem Umlande, daß es außerordentlich flach liegt; seine Höhe wird auf 80 m unter dem Spiegel des großen Ozeans angegeben. Unter den Felsblöcken wie unter den ursprünglichen weissen Anwohner hat sich die Ueberlieferung erhalten, es liege früher, nach bestimmten Angaben noch im Anfang dieses Jahrhunderts, mit Wasser gefüllt gewesen. Wie alle ausfließende Seen muß dieser frühere Colorado-See in den letzten Stadien der Verbindung stark salzig gewesen sein, und dementsprechend finden sich im Boden, besonders in der Mitte der Wüste, Hänge von „Alkali“, d. h. von verschiedenen Salzen, unter denen sodaure, bor- und andere Alkalien eine Rolle spielen. Ein amerikanischer Industrieller, Hr. Dubrow, hatte inselgehehen mitten in dem Höhensteil eine Salzgrube angelegt, das Unternehmen schlug ein, und es bildete sich dort ein Dorf, das den Namen Salttown führte. Am 23. Juni 1891 bemerkte der genannte Herr Dubrow bei einem Ritt in die Umgebung, daß im Süden der Anhebung, wo Spuren eines ausgetrockneten Sumpfes erkennbar waren, der Boden sich feucht zeigte. Am folgenden Morgen war kein Zweifel mehr möglich; der Boden war nicht bloß feucht, sondern mit Wasser bedeckt, und die Bewohner der Salttown merkten alsbald, daß dieses Wasser mit unheimlicher Schnelligkeit floss. Am dritten Tage hatte der neugebildete See schon 48 km Länge und 13 km Breite; dabei brachte man in Erfahrung, daß sich etwa 160 km weiter südlich ein zweiter, noch größerer See gebildet hatte, der von dem ersten nur durch eine niedrige Sandwelle getrennt war. Die Saline stand schon vollständig unter Wasser, alles war erstickt, und seitdem stehen nähere Angaben. Doch ist, nachdem das Wasser sich einmal Wägen gebrochen hat, nicht zu bezweifeln, daß das ganze niedrige Wüstenbecken sich füllt oder gefüllt hat; es wird dann einen See von etwa 7500 qkm Fläche darstellen. Für die umgebende Landschaft ist das ohne Frage ein großer Vortheil; das Ereigniß dürfte auf die ganze Umgebung einwirkend einwirken. Wie es zu Stande kam? Es liegt wohl auf der Hand, daß das Wasser des Colorado in das tiefergelegene Becken eingedrungen ist. Der große Strom führt gewaltige Mengen von Sand und Schlamm mit sich; diese häufen sich an seiner Mündung an und verstopfen diese von Zeit zu Zeit, jedoch er geschieht wird, sich einen neuen Weg ins Meer zu suchen. Der Ueberlieferung nach soll er seine Mündung in geschichtlichen Zeiten mehrmals, die Indianer sagen: alle 50 Jahre, verlegt haben, und das würde mit der oben erwähnten Ueberlieferung stimmen, wonach das Wüstenbecken schon früher wiederholt ein See gewesen wäre. Die geologischen Angaben deuten gleichfalls auf probische Seengebungen in der Gegend, bestätigen also die Volkserzählungen. Eine solche Veränderung des Flußlaufes ist offenbar jetzt im Gange oder schon vollzogen; doch fehlen noch bestimmte Angaben über ihre Einzelheiten. Der Umstand, daß das Wasser im mittleren Becken zuerst als Grundwasser erschien, hat unter den weniigen Bewohnern des Wüstengebietes zur Bildung von allerlei Sagen Anlaß gegeben; die einen wollten eine unterirdische Verbindung mit dem Meere, die andern gar eine solche mit dem großen Salze von Utah annehmen, aber das Wasser des neuen Sees ist süß, und darum kann es nur aus den benachbarten Flüssen stammen. Seine Zukunft läßt sich aus der Vergangenheit erschließen. Der See wird sich halten, so lange der Coloradofluß ihn speist; ändert dieser seinen Lauf auch neue, und das das über kurz oder lang geschehe, ist zu erwarten, so beginnt der See einzutrocknen. Der jährliche Regenfall am unteren Colorado beträgt etwa 8 cm, die Verdunstungshöhe dagegen erreicht in der niedrigen Lage den kolossalen Werth von 2,5 m; die Wüsterseite nimmt also jährlich um 2 m ab, der See wird kleiner und kleiner; da das Salz nicht mit verdunstet, wird er zugleich salzig und eisiger, bildet ein „Alkalibüsch“, wie in den letzten Jahrzehnten, bis ein neuer Einbruch des Flußwassers ihn wieder füllt.

Vermischtes.

Die Generale der Befreiungskriege. In einer lehrreichen Schrift: „Das deutsche Offiziersleben und die Befreiungskriege“ erzählt der Verfasser, Generalmajor Paul von Schönbach, zur Charakteristik der hiesigen Verhältnisse der Generale der Befreiungskriege folgende Anekdote: „Das Dorf, die Corps geht zum Angriff vor. In gleicher Höhe avanciren die Brigaden Kavallerie und Infanterie. Die Brigaden haben weithin sichtbare Marschrichtungspunkte. Auf einmal wieder: Bräutigam ihrem Brautstande beginnend. Vorstellte sich seinen Adjutanten zu Kavallerie, er möchte in drei Zeilen Namen herausgeben. Kavallerie antwortet gar nicht. Wieder erscheint der Adjutant mit noch deutlicherer Aufforderung, deren Vorlaut er nach Möglichkeit zu mildern sucht. Kavallerie schreit: Ich an und hält ihm eine brennende Rede, so daß die neue Brigade jedes Wort verstanden. Der Adjutant kehrt zu Vorstellte zurück und befehlt, der Herr General wäre zu seinem Bedauern außer Stande, eine andere Marschrichtung einzunehmen, weil, weil... „Ja, was?“ fährt Vorstellte dahingehend, „nach Er mit keine Bedenken, Herr Adjutant, befehle er mir wofür, was der Kavallerie gelang hat.“ „Wofür, Herr General?“ „Nun, natürlich, will mich ausgeben haben.“ — Der Herr General lagten: Wenn das Durmheiliger, der Vorstellte, den Sumpf vor meiner Front nicht sehen kann, dann hat er mich Dred in den Augen, als wie an dem Stiebel.“ „Ja, als?“ lachte Vorstellte, „das heißt meinen Fremde Kavallerie ähnlich.“

Für die Redaktion verantwortlich: Julius Subis.